MAX PÄTZIG

# Das Evangelium unter den Masai

2 2
dup
Eg55

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Columbia University Libraries

https://archive.org/details/evangeliumunterd000053

Pätzig

# Das Evangelium

## unter den Masai.

Von Missionar Max Pätzig.

Wenn man von den Abhängen des Kilimandjaro und des Meru, der gewaltigen Bergriesen Ostafrikas, den Blick nach Süden und Westen schweifen läßt, so breiten sich vor dem Auge weite Steppengebiete aus, die sich hunderte von Kilometern nach beiden Richtungen erstrecken. Hier und da erhebt sich aus der endlosen Fläche ein einzelner Berg.

Nachts leuchten oft gewaltige Steppenbrände auf. Früher haben die Bergbewohner mit Ingrimm auf diese Fanale geblickt. Denn die Feuer waren ja von ihren Erbfeinden, den Masai, angezündet. Wie leicht konnte eine neuer Einfall der Masai erwartet werden! Dann gab es an den Bergen rauchende Trümmerstätten und großes Wehklagen. Erbarmungslos haben die Masai geraubt und geplündert, die Männer erschlagen und alles Vieh vor sich her in die Steppe getrieben. Eine uralte Überlieferung, daß Gott ihnen allein alle Rinder zugeteilt habe, war die Rechtfertigung für diese Beutezüge. Heute noch halten die Masai daran fest, daß sie die alleinigen rechtmäßigen Besitzer von Rinderherden sind. Freilich, Raubzüge können sie nicht mehr unternehmen, dafür sorgt die Regierung des Landes. Sie hat den Masai große geschlossene Gebiete zugewiesen, die sie nicht verlassen dürfen.

Die Masai sind ein stolzes Volk. Mit Verachtung sehen sie auf alle anderen Völker herab, auch auf die Europäer. Die großen

Erfindungen der Weißen machen keinen Eindruck auf sie. Die Steppe bietet ihnen reichlich Gelegenheit, ihren Mut zu erproben. Mancher Kampf mit den wilden Tieren ist da zu bestehen. Und mit Stolz zeigen sie die Narben, die sie im Kampf mit den Löwen davongetragen haben. Die Masai sind zwar keine Jäger, aber sie müssen ihre Herden vor den Löwen verteidigen. Denn von den Herden hängt ihre ganze Existenz ab. Sie ziehen als Nomaden in den Steppen umher, je nachdem es die Wasser- und Weideverhältnisse erfordern. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich in Milch und dem Fleisch ihrer Herden. Den Ackerbau verachten sie. Er würde auch in der Steppe fast zwecklos sein, da das Wasser zur Bewässerung der Felder fehlt. So leben die Masai in ziemlicher Abgeschlossenheit, und früher hat nicht leicht ein Fremder gewagt, durch ihr Gebiet zu ziehen.

Wie oft haben die Missionare von den Bergen hinabgeschaut in die Steppe und gefragt: Wann wird hier einmal sich die Tür für das Evangelium öffnen? Es schien wenig Aussicht, denn weder die deutsche, noch auch später die englische Regierung gaben die Erlaubnis, unter den Masai mit der Missionsarbeit zu beginnen. Man fürchtete vielleicht eine Wiederholung des blutigen Ereignisses vom Oktober 1896, bei dem die Missionare Voir und Segebrock am Meru den Speeren der wilden Aruschakrieger zum Opfer fielen. Die Bewohner von Aruscha am Meruberge sind nämlich ihrer Abstammung nach Masai. Sie haben sich vor ungefähr 150 Jahren am Meru niedergelassen und neben der Viehzucht auch Ackerbau zu treiben begonnen. Hierin unterscheiden sie sich von den Masai in der Steppe, die nur die Viehzucht kennen. Im übrigen aber haben sie die Sprache und viele Sitten noch heute mit den Masai gemeinsam. Ja, der Oberzauberer der Masai ist auch jetzt noch das religiöse Oberhaupt der heidnischen Aruschaleute. Es war darum das Gegebene, von Aruscha aus die Missionsarbeit unter den Masai zu beginnen.

Den ersten Vorstoß unternahm Missionar Blumer. Es gelang ihm, von dem englischen Bezirksbeamten die Erlaubnis zu erwirken, das Gebiet der Masai zu bereisen. Das hatte dann zur Folge, daß den Christen in Aruscha gestattet wurde, aus ihrer Mitte Evangelisten in die Masaisteppe zu senden. Freudig zogen die ersten

eingeborenen Boten des Evangeliums hinaus. Bei ihrer Rückkehr konnten sie berichten, daß man sie freundlich aufgenommen habe. Nun wurde versucht, einige Stützpunkte für die Mission anzulegen, ein paar Acker Land sollten hierfür gepachtet werden. Zunächst

In der Masaisteppe, rechts ein Termitenhügel

begegnete dieser Plan mancherlei Hindernissen. Der englische Regierungsbeamte war dem Vorhaben nicht geneigt. Und auch der Oberzauberer machte seinen Einfluß geltend, weil er um seine Stellung bangte und eine Minderung seiner Einkünfte befürchtete.

Missionar Blumer war inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt, und Missionar Hohenberger übernahm an seiner Stelle die Arbeit unter den Masai. Eines Tages sagte er uns: „Der Beamte teilt mit, daß er in den nächsten Tagen einen L a n d t a g der Masai-Ältesten aus dem ganzen Gebiet halten wolle. Bei dieser Gelegenheit solle den Alten die Frage vorgelegt werden, ob sie unsere Missionsarbeit wünschen. Wünschen sie die Arbeit, dann solle unserem Gesuch nichts im Wege liegen, lehnen sie dagegen ab, dann sei auch unser Gesuch abgelehnt."

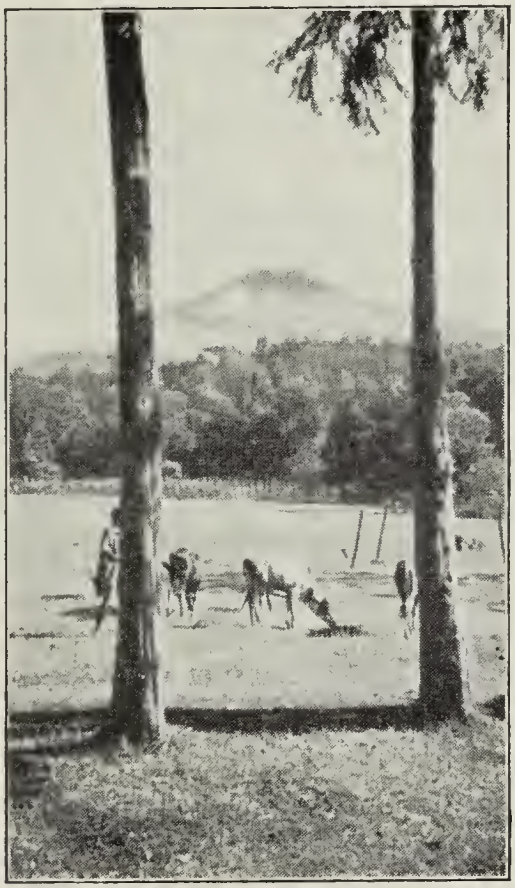
Was sollten wir tun? Die Frage wollte ernsthaft überlegt sein. Wir entschlossen uns, die Masai-Alten selbst zu befragen und nicht

die Frage dem Beamten zu überlassen. So fuhren wir denn in Aruscha ab und nahmen unseren Evangelisten Abel mit. Treue Missionsfreunde in Bayern hatten uns zu einem Lieferauto verholfen, mit dem die Reise ausgeführt werden konnte. Auf dem Marktplatz unten am Regierungssitz sahen wir ein paar Masai-Alte, die demselben Ziele zustrebten. Sie hatten bereits einen Fußmarsch von etwa 300 Kilometern zurückgelegt und freuten sich nicht wenig, als wir sie einluden, mit uns zu fahren.

Nach einer Fahrt von einer kleinen halben Stunde nahm uns die Steppe auf mit ihren weiten Flächen, auf denen in der Regenzeit hohes Gras wächst, während sie in den trockenen Monaten grau und versengt daliegen. Hier weiden die Herden der Masai. Die Steppen sind von allerlei Wild bevölkert, das oft ruhig dicht neben den Herden der Masai grast. Uns kam allerdings an diesem Tage nicht viel Wild zu Gesicht. Eine Herde leichtfüßiger Thomsongazellen graste in der Niederung, ein paar Strauße stiegen würdevoll im Gelände umher. Und ganz dicht am Wege stand eine Giraffenfamilie, zwei große, schöne Tiere mit zwei Jungen. Langsam wendeten sie sich nach uns um und ebenso langsam wieder zurück, ohne sich von der Stelle zu rühren, da sie sahen, daß niemand aus dem Auto ausstieg. Nun fuhren wir auf dem neuen Wege, den der Beamte zu seinem Regierungssitz hin hatte anlegen lassen.

Als wir in die Nähe des Platzes kamen, auf dem der Landtag stattfinden sollte, schauten wir uns nach einem Lagerplatz um und machten an einer günstig gelegenen Stelle Halt. Zu spät bemerkten wir, daß wir mitten hinein in das Lager der Masai geraten waren. Sollten wir wieder wegfahren? Nein. Was würden dann die Masai denken? Mußten sie nicht glauben, wir Europäer fürchteten uns vor ihnen? So blieb uns nichts übrig, als dort zu bleiben. Ringsherum standen Büsche, und in jeden Busch war eine Art Laube hineingebaut worden. Man hatte die Zweige abgeschlagen und auf der dem Wind entgegengesetzten Seite einen Eingang geschaffen. Unter jedem Busch lagerte eine Sippe. Wir hörten, daß die Verhandlungen schon einige Tage im Gange seien, und daß neben den Alten sich auch die Krieger eingefunden hätten, um von dem Oberzauberer ordnungsgemäß aus dem Kriegerstande entlassen zu werden. Bei etlichen schien das auch wirklich an der Zeit zu sein, denn

es waren Leute unter ihnen, die das 30. Lebensjahr schon längst überschritten hatten. Eifrig wanderten wir von Gruppe zu Gruppe, um schon an diesem Tage etwas mit den Leuten bekannt zu werden und sie mit unserem Plan vertraut zu machen. Auch dem Oberzauberer statteten wir einen Besuch ab. Er wohnte, wie seine Unter-



Blick auf den Meru

tanen, unter einem Busch und begrüßte uns. Dann strebten wir wieder unserem Lagerplatz zu, weil wir annehmen mußten, der Oberzauberer werde uns mit seinem Gegenbesuch beehren. Aber er kam nicht. Nun wußten wir Bescheid, wie seine Antwort am anderen Tage ausfallen würde. Das bedeutete ein glattes Nein, denn sonst würde er nicht so unhöflich gewesen sein. Auch die Schwarzen haben ihre feststehenden Umgangsformen, die nicht verletzt werden dürfen.

Der Abend brach herein. Überall flackerten vor den Büschen die Feuer auf. Davor hockten Krieger und wendeten aufgespießte Fleischstücke dem Feuer zu. Es wurde in den Tagen viel Fleisch verzehrt, ein Ochse nach dem anderen mußte sein Leben lassen. Das Schlachten der Tiere geschieht ganz fachgemäß und mit einer bewundernswerten Behendigkeit. Nie habe ich einen Schmerzenslaut der Tiere gehört. Das hervorquellende Blut wird von den Kriegern mit den Händen aufgefangen und sogleich getrunken. Nach der Enthäutung bricht man eine Seite auf, um bequem das Tier ausnehmen zu können. Beim Schlachten haben die Masai nur ein kleines, kurzes Messer, das nicht einmal sonderlich scharf ist, aber sie verstehen es, kunstgerecht die Knochengelenke zu trennen. Jeder erhält seinen Anteil. Und in ganz kurzer Zeit ist von dem geschlachteten Tier nichts mehr da als ein paar abgenagte Knochen, die für die Hyänen und Schakale in den Busch geworfen werden.

Ein eigenartiges Bild war es, als über dem fernen Meru der Mond heraufstieg, der in Afrika viel heller leuchtet als bei uns in Deutschland. Vor den Eingängen hatten die Krieger ihre Speere in den Boden gerammt, deren lange, glänzende Schäfte magisch leuchteten. Die Masaikrieger dulden keinen Rostfleck auf ihren Waffen. Fast gespenstisch huschten die braunen Gestalten, nur mit einem leichten Umhang bekleidet, durch die Büsche. Auch bei unserem Auto flackerte ein kleines Feuer, an dem unser Mahl bereitet wurde. Nach dem Essen hielten wir unsere Abendandacht und legten uns dann zum Schlafen nieder. Missionar Hohenberger hinten auf dem Auto, ich auf dem Führersitz. Der Schlaf wollte freilich lange nicht kommen. Die sorgenden Gedanken im Blick auf den nächsten Tag hielten uns wach. Unsere Gedanken aber gingen zu dem hinauf, der Türen aufschließt, und niemand kann sie dann zuschließen. Mitten in diese Gedanken hinein höre ich, wie draußen ein vorübergehender Masai den anderen fragt: „Schlafen die Europäer da drinnen?" Ich hätte am liebsten hinausgerufen: „Ja, wir schlafen unter euch ganz ruhig, obwohl ihr uns nicht gesucht und gewollt habt. Das sei ein Zeichen, daß wir auch unter euch bleiben werden." Das ist ja das Große an dem Missionswerk, daß wir wissen dürfen: auf uns kommt es nicht an, sondern auf unseren Gott. Und wenn er etwas haben will, dann müssen sich die Wege vor ihm ebnen. Dieser Gedanke macht das Herz still.

Mit etwas steifen Gliedern stiegen wir am anderen Morgen herunter von unserem Lastauto. Bald roch es nach Kaffee, und auf der Kiste standen zwei Teller mit dickem Haferflockenbrei, der üblichen Morgenkost auf Wanderfahrten. Überall wurde es jetzt lebendig. Hin und her wurde gelaufen, man traf Anordnungen

Rinderherde in der Steppe

für den Tag und sandte auch zu uns einen Boten, der uns meldete, daß wir sofort mit den Verhandlungen beginnen möchten. Der Beamte sei zunächst noch abgehalten, werde aber später kommen. So schickten wir uns an, mit klopfenden Herzen zum Versammlungsplatz hinaufzugehen. Da trat ein Alter zu uns und sagte: „Ihr Lehrer, heute gibt es einen harten Tag, aber vertraut uns, wir stehen unbedingt zu euch. Nur dürfen wir das nicht merken lassen, ihr wißt schon, weshalb." Das wußten wir freilich. Es dürfte nicht geraten sein, sich offen in Gegensatz zum Oberzauberer zu setzen. Von irgendwoher könnte einmal ein Pfeil lautlos durch die Luft geschwirrt kommen, mit etwas Gift an der Spitze, oder es könnte ein Trunk gereicht werden, nach dem man einschläft, um nie wieder zu erwachen. Aber die Worte des Alten — er heißt K u y a — machten uns freudig, und wir gingen schließlich leichten Herzens hinauf, in der Gewißheit, daß der Sieg unser sei, mochte es gehen, wie es wolle.

Als wir ankamen, bot sich uns ein prächtiges Bild. Auf einer Rodung saßen die Alten, teils auf gefällten Bäumen, teils auf dem Erdboden. Unter einem Baum standen ein paar Feldstühle für uns und den Beamten. Im Kreise hinter den Alten saßen die Krieger, ihre im Sonnenlicht glänzenden Speere vor sich. Der Oberzauberer Mbeya saß unmittelbar vor uns, so daß wir Zeit hatten, sein Gesicht zu studieren. Er hatte die Haltung eines Herrschers. Keine Miene verzog sich in seinem Gesicht. Scheinbar berührte ihn die ganze Verhandlung nicht. Und doch war er es allein, mit dem wir es zu tun hatten. Es war nicht zu erwarten, daß er ohne weiteres zustimmen würde, denn damit hätte er über sich selbst das Urteil gesprochen.

Nun begann die Verhandlung. Ich begrüßte die Leute nach der Sitte des Landes und legte ihnen dann dar, weshalb wir gekommen seien. Wir möchten ihnen helfen in ihren Krankheitsnöten, von denen wir manches gesehen hätten. Wir wollten auch ihre Jugend unterrichten, wenn es gewünscht würde. Und dann kämen wir im Auftrag unseres Gottes, ihnen sein Wort zu sagen, damit auch sie gerettet würden. Es mochte etwa eine halbe Stunde vergangen sein. Still hörte die Versammlung zu. Eine gute Gelegenheit zum Evangelisieren war uns so gegeben.

Als ich geendet hatte, ging ein leises Raunen durch die Menge. Dann erhob sich ein Alter in der Nähe des Oberzauberers. Er zupfte sein Tuch zurecht, machte mit dem linken Arm eine gleichsam befreiende Bewegung und stieß dann mit dem langen Stock auf. „Ihr Männer," so begann er, „die Europäer da (er stieß dabei das Kinn nach uns hin, nicht aus Mißachtung, sondern gemäß der Landessitte; mit den Fingern zu deuten, gilt als Zauberei) sind gekommen und sagen, sie wollen uns dreierlei bringen. Der Europäer hat zuerst gesagt, sie möchten uns in Krankheitsnöten helfen. Ihr Männer, ich frage euch, haben wir denn nicht selbst unsere Arzneien im Lande? Und wenn einer von uns schwer krank ist, gibt es da nicht Regierungshospitäler, eins in Moschi und eins in Aruscha? (Daß diese Hospitäler zum Teil 300 Kilometer weit von ihnen entfernt sind, erwähnte er freilich nicht.) Brauchen wir da die Europäer bei uns? Darum, ihr Europäer, wir brauchen eure Arbeit nicht. — Zum anderen hat er gesagt, sie möchten unsere Kinder unterrichten. Ihr Männer, ich frage euch (dabei schaute er sich im Kreise

um), gibt es bei uns keine weisen und verständigen Männer, und haben diese ihre Weisheit bei den Europäern gefunden? Und dann, wenn wir schon die Kinder schicken wollten, die wenigen, die wir besitzen, brauchen wir zum Viehhüten. Wer will diese Arbeit dann übernehmen? Und darum, ihr Europäer, auch da wollen wir eure Arbeit nicht. — Zum dritten hat der Europäer gesagt, er wolle uns

Missionar Blumer verhandelt mit dem Oberzauberer

die Worte seines Gottes lehren. Ihr Männer, haben wir denn nicht unseren Gott? Brauchen wir den Gott der Europäer? Soll der uns helfen in unseren Nöten? Nein (und hier wurde er ganz erregt und stieß mit dem Stock auf den Boden), mikiyeu engias inyi tukul" (wir wollen eure Arbeit unter keinen Umständen).

„So, ihr Europäer, da habt ihr die gewünschte Antwort, und nun geht heim!" so dachte wohl die größere Zahl der Männer. Wir aber waren gespannt, wie die anderen es anstellen würden, aus dem glatten Nein doch noch ein Ja zu machen. Und wer war der Alte, der uns so scharf und geschickt entgegentrat? Es war einer der beiden Alten, die wir von Aruscha in unserem Auto mitgenom-

men hatten. Sein Verhalten gab uns wieder die Lehre, daß man ſich nicht auf Menſchen verlaſſen und in der Miſſionsarbeit nicht nach Mittelchen ſuchen dürfe. Es folgte nun Rede und Gegenrede. Unſer Evangeliſt Abel zeigte uns dabei, wie man in rechter Weiſe vor die Alten zu treten habe. Seine Worte machten einen tiefen Eindruck. Er begann mit den Worten: „Ihr Großen des Landes, ich bin ja nur ein kleines Kind, aber zürnt mir nicht, wenn ich es dennoch wage, vor euch zu reden, und hört meine Worte!" Dann wußte er fein zu berichten, wie einmal mitten in der Nacht ein ſchwerkranker Maſai zum Miſſionar gebracht worden war, und wie am anderen Tage die Maſai nicht genug danken konnten für die erhaltene Hilfe. Und wir wieder wieſen hin auf die große Kinderloſigkeit, die bei ihnen herrſche, während Gott die Häuſer der Chriſten am Meru und Kilimandjaro mit Kindern ſegne.

Ob unſere Worte Eindruck gemacht hatten? Als wir ſchwiegen, wurden im Lager der Maſai andere Stimmen laut. Einer der Männer erklärte: „Wir können nicht verhehlen, daß die Lehrer uns Vorteile bringen wollen. Iſt es ſchlecht, wenn ſie uns helfen wollen, daß die Fremden, die mehr und mehr in unſer Land kommen, um Handel zu treiben, uns nicht mehr ſo betrügen können? Warum betrügen ſie uns denn? Weil wir des Rechnens, Leſens und Schreibens nicht kundig ſind. Zeigen ſie uns nicht immer wieder ihre Bücher und ſagen, daß es ſo und ſo darin ſtehe und daß wir darum zahlen müßten? Iſt es ſchlecht, wenn einer ſein Kind gern zu dem Lehrer bringen möchte, damit es auch etwas lernt von den Dingen, wie ſie die Kinder am Meru und am Kilimandjaro lernen? Wäre es nicht gut, wenn wir Leute der Steppe auch die Hilfe des Arztes haben könnten? Die Frauen und Kinder kann man doch nicht bis nach Moſchi oder Aruſcha tragen! Darum ſchlage ich vor, daß man den einzelnen nicht verbietet, die Hilfe der Lehrer in Anſpruch zu nehmen." Andere ſprachen ähnlich, und man merkte, daß viele ihren Worten zuſtimmten. Der Oberzauberer wandte ſich mehrmals langſam nach den mißliebigen Sprechern um, ohne aber auch nur im geringſten in ſeinem Blick etwas von dem zu verraten, was in ihm vorging. Wir aber wußten: wir haben es mit keinem anderen hier zu tun als mit ihm, der da ſo gelaſſen und ſcheinbar unberührt vor uns ſitzt.

Inzwischen war der Beamte gekommen. Er erklärte, daß diejenigen, welche die Missionsarbeit wünschten, nicht mit Gewalt gehindert werden dürften. So war denn das Endergebnis der langen Verhandlungen dies: Grundsätzlich sind die Masai gegen die Arbeit

Eingang zu einem Masaikral

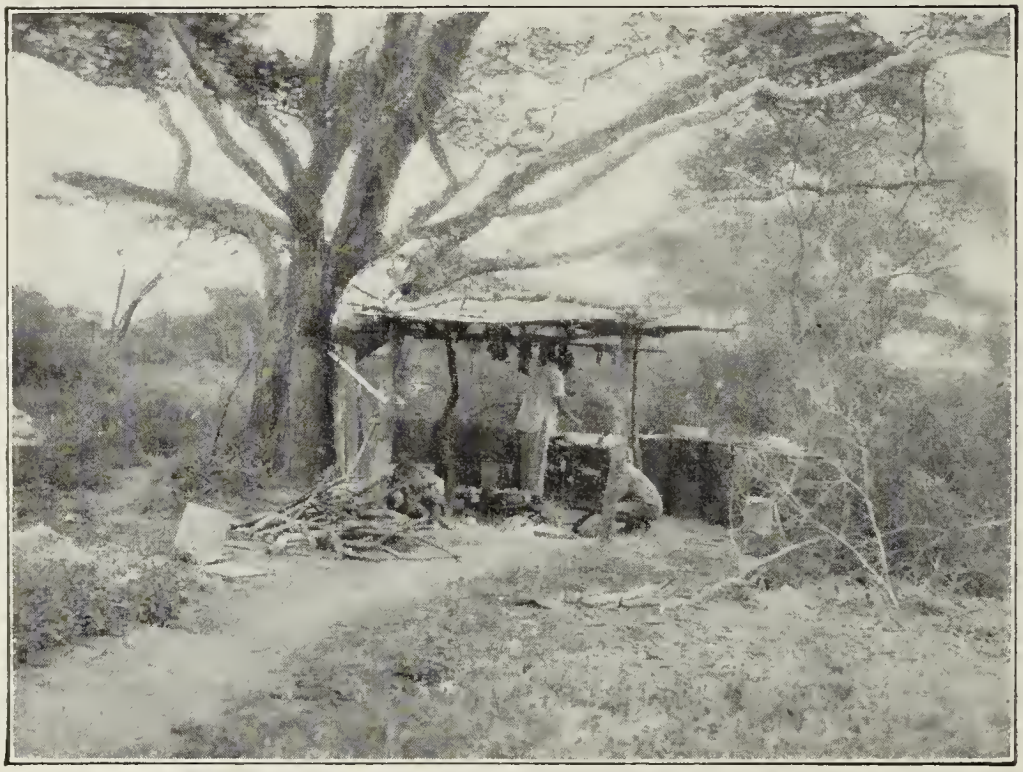
der Mission. Wenn aber einer der Alten sie für sich begehrt, dann soll ihm nicht gewehrt werden. Damit konnten wir uns zufrieden geben, denn solche Alte hatten wir ja, und nun konnte auch die Landabgabe erfolgen. Dankerfüllten Herzens fuhren wir wieder nach Hause, hatten wir es doch aufs neue erleben dürfen: Es ist wahr, was der Herr spricht: Siehe, ich bin bei euch alle Tage. Die Tür zum Masailande stand offen.

---

Dieser denkwürdige Landtag wurde im Jahre 1930 gehalten. Und wie steht es jetzt? Die Schwierigkeiten auf diesem Arbeitsfeld sind besonders groß. Denn die Masai haben keine festen Wohnsitze. Sie leben in der Steppe verstreut, und darum ist es nicht leicht

möglich, sie auf der Missionsstation zu sammeln. Der Masai-Missionar wird immer viel auf der Wanderung sein müssen. Und ein Auto ist für ihn unentbehrlich. Denn es sind weite Fahrten nötig, um von einem Lager aus die Kraale der Masai zu besuchen.

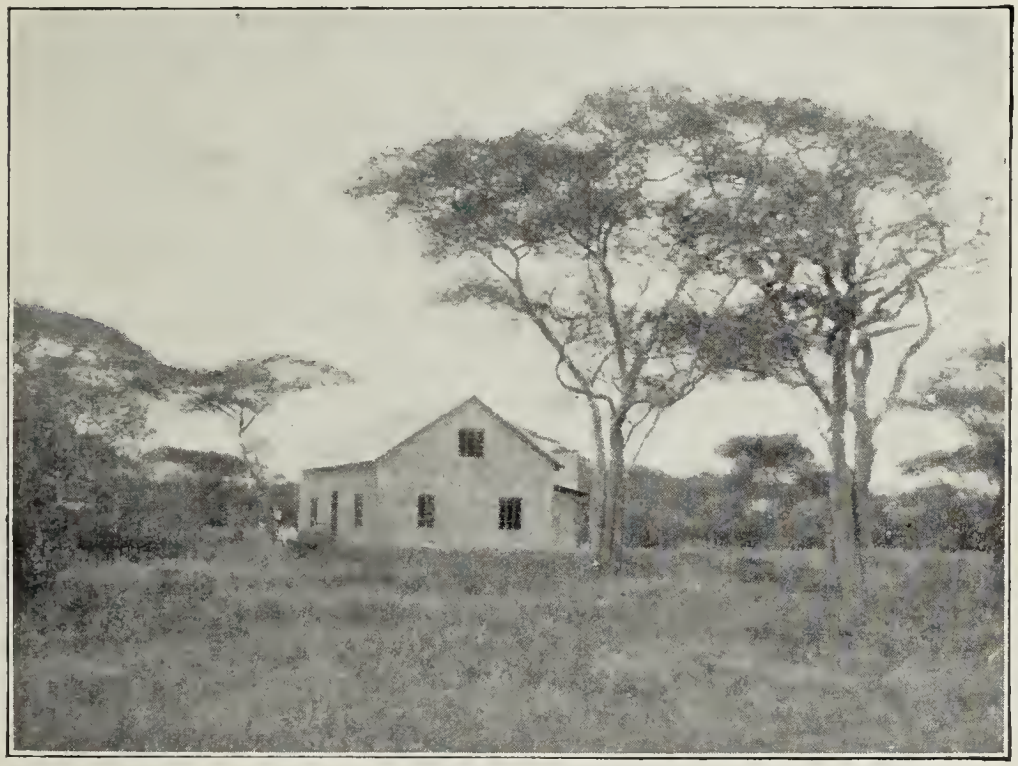
Trotz der geringen Mittel, die für das Werk bereitgestellt werden konnten, ist schon vieles geschehen. So steht jetzt 150 Kilometer



Primitive Küche in Naverera

südlich von Aruscha die Missionsstation Naverera. Hier ist ein Wohnhaus für die Missionare erbaut, hier sind eine Schule und ein kleines Hospital errichtet worden. Naverera hat Wasserlöcher, die dann benutzt werden, wenn sonst kein Wasser mehr zu finden ist. Deshalb ziehen die Masai gern in die Nähe von Naverera. Eins der Wasserlöcher ist uns von Kuya, dem Masai-Alten, geschenkt worden. Er ist ein treuer Freund der Mission geblieben. Als er krank wurde, schickte er einen Boten nach Naverera auf die Missionsstation und ließ sagen, man möge nach seinem Tode kommen und ihn beerdigen, er möchte nicht in den Busch geworfen werden wie die anderen.

150 Kilometer südöstlich von Naverera ist ein weiterer Stützpunkt, Kibaya, angelegt worden. Dort arbeiten ein Evangelist und ein Lehrer. In der kleinen Schule fehlen auch nicht die Söhne des Alten, der uns auf dem Landtag so scharf entgegentrat. Ich habe ihn selbst auf seinem Hof besucht und wurde freundlich aufgenom-



Erstes Missionshaus in Naverera

men. Als Gastgeschenk brachte er mir eine riesige Kürbisflasche voll Milch.

Auch im Norden und Westen von Aruscha sind zwei Schulen errichtet, am Logido und in Engaruka, wo ein rauschender Bach von dem Gebirge niederstürzt, um kurz darauf im Sande zu versickern. Ja, selbst bis zu dem rund 300 Kilometer nordwestlich von Aruscha gelegenen Loliondo sind wir vorgedrungen. Auch hier zeigte es sich wieder, wie der Herr der Mission selbst alle Wege für seine Boten ebnen muß. Schon 1932 war ein Erkundungsvorstoß nach Loliondo unternommen worden. Aber, so ließ uns die Regierung wissen, die Masai dort lehnten unsere Arbeit ab.

Es blieb daher nur der Weg offen, unsere Evangelisten in dem Gebiete herumziehen zu lassen. Diese fanden fast überall freundliche Aufnahme. Wir entschlossen uns deshalb, einen zweiten Versuch zu machen. Nachdem wir unser Auto mit allen für die Reise notwendigen Dingen, besonders mit einer größeren Anzahl von Benzinkisten, beladen hatten, nahmen wir den Weg über den Ngorongoro-Krater. Unterhalb seines Randes, in 2300 Meter Höhe, schlugen wir unser Lager auf und erklommen am folgenden Morgen langsam den Höhenrand. Zu unserer Freude war der Weg etwas hergerichtet worden, da in diesen Tagen der Gouverneur erwartet wurde, der hier oben jagen wollte. Sonst hätten wir wieder umkehren müssen, da ein Teil des Weges während der letzten Regenzeit in die Tiefe gerissen worden war. Auf Anraten eines Engländers, den wir hier trafen, füllten wir alle verfügbaren Gefäße mit Wasser, und dann ging die Fahrt hinunter in die wasserlose Serengeti-Steppe, die wohl die wildreichste Steppe genannt werden kann. Ein paar Autospuren schienen anzudeuten, daß wir auf dem richtigen Wege seien. Wir merkten aber schließlich, daß wir nur den Spuren einer früheren Jagdgesellschaft gefolgt waren. Bald ging auch unser Wasser zur Neige, da der Motor in der heißen Sandsteppe ziemlich viel Wasser verbraucht hatte. Das war eine nicht geringe Sorge. Auf der letzten Wegstrecke von 100 Kilometern hatten wir keinen Menschen gesehen, auch keine Viehherde, nur Wild. Am anderen Tage aber fand mein Begleiter, Diakon Buchta, nach vierstündigem Marsch einige Masai und damit natürlich auch Wasser. Am Tage darauf saßen wir unter diesen Leuten und verkündeten ihnen das Evangelium. Sie gaben uns einen wegkundigen Führer mit, und so gelangten wir an unser Ziel, ohne von den wilden Tieren belästigt zu werden.

In Loliondo wohnen die Masai viel dichter beisammen als an anderen Stellen. Und bei unseren Besuchen fiel uns der große Rinderreichtum der Leute auf. Schon am nächsten Tage stellte sich der Häuptling bei uns ein und bat, wir möchten bleiben und uns bei ihnen niederlassen. Während ich mit einem Aruschamann die Höfe der Leute besuchte, schlug Diakon Buchta sein kleines fliegendes Hospital unter einem Baume auf. Wir führen stets eine Kiste mit Arzneien bei uns. In den nächsten Tagen kamen denn auch viele Kranke herbei, die ärztliche Hilfe suchten. Schon am

frühen Morgen saßen sie draußen an einem Feuer und warteten. Unverwandt hingen ihre Blicke an der Kiste, aus der nun Flasche um Flasche herausgenommen wurde. Und man konnte den Leuten den stillen Wunsch an den Augen ablesen, der Europäer möchte ihnen doch Arznei aus der schönen roten oder der blauen Flasche

Der erste Glockenstuhl im Masailand

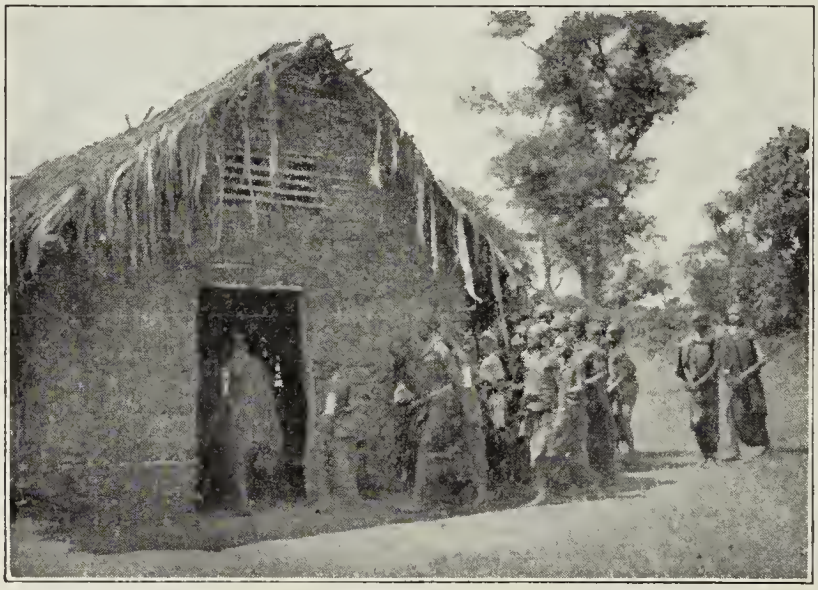
geben, denn die müsse doch bestimmt helfen. Wieviel Segen kann in diesem Lande die ärztliche Mission stiften! Weil es an jeder geordneten ärztlichen Hilfe fehlt, verliert mancher sein Augenlicht oder sein Gehör.

Gern wären wir dem Wunsche des Häuptlings nachgekommen, gleich dazubleiben. Aber zunächst mußten wir nach Aruscha zurück. Doch versprachen wir, mit der Arbeit zu beginnen, sobald uns die Regierung einen Platz zur Verfügung gestellt habe. —

Das ist jetzt geschehen. Und nun sind wir durch die offene Tür zu dem Volke der Masai eingegangen. Freilich die Herzenstüren sind zum größten Teil noch geschlossen. Einige Masai sind zwar

ſchon getauft, und andere ſtehen im Taufunterricht, aber es ſind doch erſt nur wenige. Wir müſſen warten, bis der Herr ſelbſt die Türen aufſchließt, und er wird es tun zu ſeiner Zeit. Unſere Aufgabe iſt es, das Evangelium von Kral zu Kral zu tragen. Und wir ſind dankbar für die Hilfe, die uns die Aruſchachriſten dabei leiſten. Still ſitzen dann Männer und Frauen, Krieger und Mädchen um uns herum auf dem Boden und lauſchen der Botſchaft vom Heil der Welt, das jetzt auch zu ihnen kommt in ſpäter Stunde. —

Es iſt ſeltſam: von all den neuen Dingen, die aus Europa in den dunklen Erdteil hineingetragen werden, reden die Maſai verächtlich. Aber das Evangelium hinterläßt einen Eindruck bei ihnen. Möchten ſie immer mehr erkennen, daß dies tatſächlich das Größte und Beſte iſt, was die Europäer haben und was ſie weitergeben ſollen. Möchten ſie alles andere immer ablehnen, aber dem Evangelium die Tür weit öffnen!



Maſai-Jugend geht zur Schule

Verlag der
Evang.-lutherischen Mission
Leipzig

Umschlag-Zeichnung: Karlheinz Tobsky